

Zeitschrift: Bericht über die Verhandlungen der Zürcherischen Schulsynode
Herausgeber: Zürcherische Schulsynode
Band: 69 (1902)

Artikel: "Poesie und Schule" an der ausserordentlichen Synode vom 09. Juni 1902
Autor: Stiefel, J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-743504>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vortrag
von
Prof. Dr. J. Stiefel
über
„Poesie und Schule“
an der
ausserordentlichen Synode vom 9. Juni 1902.

—————II•O•O•II—————

Hochgeehrte Versammlung!

Aus Tonesfluten vernahmen wir eines Genius allbewegenden Flügelschlag: es ist der Genius der Poesie, der auch in begrifflicher Klarheit des Wortes zu uns spricht:

Mich hält kein Band, mich fesselt keine Schranke,
Frei schwing ich mich durch alle Räume fort.
Mein unermesslich Reich ist der Gedanke,
Und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort.
Was sich bewegt im Himmel und auf Erden,
Was die Natur tief im Verborgnen schafft,
Muss mir entschleiert und entsiegelt werden,
Denn nichts beschränkt die freie Dichterkraft;
Doch Schönres find ich nicht, wie lang ich wähle,
Als in der schönen Form die schöne Seele. —

Mit allen seinen Tiefen, seinen Höhen
Roll ich das Leben ab vor deinem Blick.
Wenn du das grosse Spiel der Welt gesehen,
So kehrst du reicher in dich selbst zurück;
Denn, wer den Sinn aufs Ganze hält gerichtet,
Dem ist der Streit in seiner Brust geschlichtet.

So tiefen Geistes und so hohen Klanges vermag ich nicht
zu Ihnen zu reden an dieser Stätte (St. Peterskirche), wo vor

bald 50 Jahren der genialste Lehrer der Ästhetik, Friedr. Theod. Vischer, über der Menschheit idealen Führer, Friedr. Schiller, sprach. Nur aus den Erfahrungen meines Schülerlebens und meiner eigenen stillen Lehrertätigkeit will ich einiges zu Ihnen sagen über das Wesen der Poesie.

Als ich Schüler der 4. Klasse der Stadtschule Zürich war, da diktierte unser braver Deutschlehrer uns ins Heft: „Ein Gedicht ist ein Sprachstück von bestimmt abgemessenen Zeilen, die sich meistens reimen“. Lustiger hörte ich das im Sommer darauf von einem kleinen Knirps in der Dorfschule in Regensdorf: „Ein Gedicht ist, wo das Blatt nicht voll ist“; darnach ein artiges Anneli Stüssi das Händchen streckte und beifügte: „Ein Gedicht ist, wenn es so tanzt und sich so schön reimt“. Und damit sprach es dieselbe Meinung aus, die einst in der Perücke der selige Gottsched, der nie ausstirbt, äusserte, dass Versmass und Reim die Poesie ausmachen. Und wahr ist es ja, dass der Tanzschritt der Sprache im Versmass und das süsse Glockenspiel des Reimes dem naiven Ohr und Gefühl von Volk und Kind am ersten anschaulich und fühlbar werden. Und wahr ist, dass das Versmass doch nicht, wie Vischer sagt, „bloss an der Poesie ist“, sondern aus der innern Taktbewegung des beflügelten Herzschlages, der beflügelten Gemütswooge herausquillt, ohne allerdings die geistige und seelische Urtiefe der Poesie ausschöpfen zu können. Darum haben wir Poesie unvergänglicher Art, wie die Poesie der Bibel, der Dramen Lessings, der Jugenddramen Schillers und Goethes, die wenigstens den genauen metrischen Versbau vermissen lassen. — Aber meine Erinnerung schweift weiter zurück. Als ein Erstklässler einst, der im Lesen ein wenig vorwitzig war, kriegte ich ein Büchlein in die Hand, darauf stand: „Prosa und Poesie“. Da ging ich zu meiner Mutter, deren aus Humor und Ernst so wundersam gewobenes Wesen mir allezeit wie Verkörperung der Poesie erscheint, und frug sie; und sie sagte: „Poesie ist ein Lied“. „Aber was ist ein Lied, Mama?“ „Ein Lied ist, was man gerne singt“. Dabei versank sie, die wenige Tage vorher Witwe geworden,

in ein ernstes Sinnen, das sich bald in den leisen Gesang löste:

Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreusten Pflege
Des, der den Himmel lenkt.
Der Wolken, Luft und Winden,
Gibt Wege, Lauf und Bahn,
Er wird auch Wege finden,
Da dein Fuss gehen kann.

Und so oft seither in mir Justinus Kerners schöne Verse aufklingen:

Poesie ist tiefes Schmerzen,
Und es quillt das echte Lied
Einzig aus dem Menschenherzen,
Das ein tiefes Leid durchglüht —

sehe ich meine Mutter vor mir.

Aber im Juli des Jahres 1859 stand ich auf der Schützenfestwiese im Seefeld und erlebte die herrlichen Verse Gottfried Kellers:

Unübersehbar schwoll die Menschenflut,
Von allen Enden schallten Männerchöre,
Vom Himmelszelt floss Julisonnenglut,
Erglüh'nd ob meines Vaterlandes Ehre —

da widerhallte es in meiner Knabenbrust: Poesie ist der Jubelschrei eines frohen Volkes!

Zusammenfassend werden wir nun sagen: die Poesie ist das Leben des Volksgemüts in Freud und Leid, in Glück und Not. Die Poesie ist das Leben überhaupt, sie ist nicht ein müßiges Spiel der Erfindung und Unterhaltung, sogar da nicht, wo sie von Göttern und Zwergen, Engeln und Teufeln, Überirdischem und Unterirdischem spricht. Auch da ist alles Symbol des wahrhaftigen Lebens, wie der Eisriese Hymir und der Nordsturmriese Thrym die Frostmächte versinnbildlichen, die des Landmanns Hoffnung knicken.

Das Leben ist ein Meer, das Volksgemüt ist ein Meer, und die Poesie ist ein Meer. Da werden Sie nicht von mir erwarten, dass ich mit dem zierlichen Kännchen, das mir in zutrauensvoller Weise der Synodalvorstand überreicht hat,

Ihnen nun das Meer der Poesie ausschöpfen werde. Ich kann ja da nur streifen. Und Sie erwarten nicht, dass ich jetzt Anleitung gebe, wie man Gedichte erklären soll.¹⁾ Gedichte erklären sich nur aus dem Gefühl heraus, aus der Andacht und Inbrunst des Herzens für die Poesie und die gewinnt sich nur durch Versenkung in die Poesie. Willst du lesen ein Gedicht, und noch viel mehr, willst du erklären ein Gedicht, so „sammle dich wie zum Gebete“. Die Gedichtstunde soll die Sonntagstunde des Unterrichtes sein, und dazu muss der Lehrer sein Gemüt sonntäglich sammeln und stimmen. Er soll vorher in den Sonnenschein gehen oder in den grünenden Wald und an den murmelnden Bach, oder wenn es Winterzeit ist, hat er alles das, die Himmelsbläue, den murmelnden Bach und den grünen Wald in den Gedichten selber. Gedichte kann man nur erklären aus einem vollen, überströmenden Herzen heraus, und ein volles, überströmendes Herz gewinnt man nur durch ein andächtiges Sammeln, wenn man sich an die Ströme der Poesie setzt und die Melodien in sich hineintrinkt. Dann strömen sie wieder, wenigstens einiges davon, aus dem Lehrer heraus, und ein Kleines ist genug für eine kleine Schulstube und für Kinder, die für lebendige Poesie immer empfänglich sind. Aber eins möchte ich Ihnen aus tiefstem Ernste zurufen: wir alle, wir lesen zu wenig, wir müssen viel mehr lesen, in die Nächte hinein lesen, Sonntage durch lesen, damit wir voll werden des inneren Reichtums und Segens der Poesie. Und nicht alles Mögliche durcheinanderlesen, sondern gute Sachen immer und immer wieder lesen, und gute Sachen auswendig lernen. Es hat sich auf das Auswendiglernen ein Rost falscher Auffassung gelegt, als ob das etwas rein Mechanisches wäre. Man kann alles mechanisch betreiben, aber man kann auch alles mit Seele betreiben.

¹⁾ Da verweise ich Sie auf das hübsche Schriftchen von Adolf Herzog: *Wie sind Gedichte zu lesen?* Baden, Doppler, 1895.

Die bildende und erzieherische Bedeutung der Poesie für die verschiedenen Unterrichtsstufen ist vielseitig und feinsinnig dargestellt in dem prächtigen Buche von Alfred Biese: *Pädagogik u. Poesie*. 1899.

Lernt man schöne Gedichte so auswendig, dass man sie als ein Morgen- und Abendgebet spricht, dann ist nichts Mechanisches dabei, dann ist es Nahrung der Seele und Bildung des Gemütes, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, bis wir innerlich bereichert werden, dann brauchen wir keine Künste zu machen, dann sprechen wir aus der Poesiekunde des eigenen Herzens von dem Schönen, Guten, Idealen zu den Kindern, und dann wird die Stunde Poesie und wird eine Sonntagsstunde des Unterrichts.

Und nun lassen Sie mich versuchen, Ihnen, so weit es möglich in so gedrängter Zeitschranke, wenigstens etwas vom grundlegenden Wesen, vom innersten Kern der Poesie zu sagen. Da wollen wir Die sprechen lassen, die es am Ende am besten wissen müssen, die Dichter.

„Wer ist ein Dichter?“ frug Klopstock in einer Zeit, die des Verständnisses für Poesie so sehr entbehrte, wo ein Pedant die Poesie paragraphisierte. Wer ist ein Dichter? Nicht „Regeln machen ihn“, wie Gottsched meint, „die Natur schrieb in das Herz das Gesetz ihm“. Die echte Dichtung kennzeichnet ein Inhalt, „den volle Seele im Entwurf der innersten Kraft sich entwirft“: Leben, Grosses, Leidenschaft! Oder wie Jean Paul sagt: „das Wesen der Poesie beruht auf einer höhern Qualität der Empfindung. Wenn die Wirklichkeit im Lichte dieser Empfindung widergegeben wird, dann und nur dann entsteht ein wahres Gedicht. Natur und Leben erscheinen den verschiedenen Menschen nicht gleich, sie werden andere in Jedes inneren Natur. Wem die schönste äussere Natur erscheint, das hängt davon ab, wer es ist, der in die Dinge hineinblickt, welche Seele die Natur beseele, ob ein Sklavenkapitän oder ein Homer“. Und der Verfasser der reizenden Erzählungen „Aus dem Ries“, Melchior Meyr, sagt in der Vorrede zu seinen Gedichten: „Der Dichter im Schwung seiner Empfindung wird von dem geliebten Gegenstand vollständig erfüllt, er kennt nichts Besseres und Reizenderes als ihn; mit ihm verglichen scheint alles andere nichtig, und trotzigen Mutes, die Einwendungen zahmer Vernünftigkeit

missachtend, singt er das Gefühl den Pedanten ins Gedicht und den frischen Menschen in die Seele“.

Der Dichter besitzt eine von der Natur in besonders hohem Grade verliehene Seelenkraft, eine Stärke der seelischen Auffassung, womit er seine Seele in alles hineinlegt und auch das Unbeseelte beseelt. „Wodurch bewegt er alle Herzen? Ist es der Einklang nicht, der aus dem Busen dringt Und in sein Herz die Welt zurücke schlingt?“ So lässt er den Sturm zu Leidenschaften wüten, das Abendrot in ernstem Sinne glüh'n; ihm lebt der Baum, die Rose, ihm singt der Quelle Silberfall.

Grosse Dichtungen sind Kundgebungen starken Fühlens grosser Seelen. Das dichterische Schaffen, selbst die Form, ist nicht blosse Technik, blosse Reimfertigkeit, sondern inneres Leben, innere Art der Auffassung und Behandlung des Gegenstandes. Schiller nennt die Stimmung das innere Prinzip der Form, wie selbst der begriffsstrenge Kant als das Innerste in aller Kunst das belebende Prinzip des Gemütes bezeichnet, und Goethe nennt es lebendiges Gefühl der Zustände und die Fähigkeit, es auszudrücken.

Was nicht gefühlt, was nicht vom Dichter im Herzen getragen und gehegt worden, ist keine Poesie. „Von Aussen“, sagt Herder, „strömen die Bilder in die Seele, die Empfindung prägt ihr Siegel darauf und sucht sie auszudrücken durch Geberden, Töne, Zeichen“. Der Dichter umfasst und umschlingt den Gegenstand, d. h. die Vorstellung des Gegenstandes, mit tausend Klammern des Gefühles, wie einst:

Pygmalion den Stein umschloss,
Bis in des Marmors kalte Wangen
Empfindung glühend sich ergoss.
So schlingt er sich mit Liebesarmen
Um die Natur mit Jugendlust,
Bis sie zu atmen, zu erwarmen
Begann an seiner Dichterbrust.

So strömt das Gefühl aus dem Dichter in die Vorstellung des Gegenstandes hinein; er durchglüht sie, ehe er sie als plastisches, tönendes Gebilde wieder aus sich herausstellt, wie

Goethe sagt: „Die Sonne der Poesie (der poetischen Auffassung) soll nicht bloss das Memnonsbild beleuchten, sondern es innerlich erzittern machen“, ihm innere Wärme, Seelenwärme, Mittelpunkt geben. Das Gebilde, das er dann aus sich herausstellt, strömt aus seinem glühenden Kern und Mittelpunkt seine Wärme wieder aus, erscheint ganz von Wärme der Empfindung umströmt, in Stimmung getaucht. Es glüht in sich und um sich. Wie Leuchtkugeln fahren die stimmungdurchglühten Bilder der Welt aus der Seele des Dichters heraus:

Tage der Wonne, Kommt ihr so bald?
Schenkt mir die Sonne, Hügel und Wald?
Reichlicher fließen Bächlein zumal,
Sind es die Wiesen, Ist es das Tal?
Blauliche Frische, Himmel und Höh!
Goldene Fische Wimmeln im See!
Buntes Gefieder Rauschet im Hain,
Himmlische Lieder Schallen darein!

Und der von der Dichterseele eingesogene Atem der Natur, der das leiseste Wellenkräuseln seiner eigenen Seele wird, haucht wieder aus des Dichters Seele zurück, und so singt er die zartesten, wie man meinen würde, unsagbaren Regungen der Natur:

Leise Bewegung
Bebt in der Luft,
Reizende Regung,
Schläfernder Duft —

das ist jene weiche, halb einlullende und doch wieder alle Triebkraft weckende Wirkung des Föhns:

Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang,
Nun muss sich alles, alles wenden!

Und das ist der Frühling des Menschenherzens. Das Menschenherz und die Naturseele sind eines in der Poesie.

Diese Wärme, die durch das Gefühl in den Gegenstand hineinströmt und aus demselben heraus uns anweht, uns selbst

erglügen macht, dass wir in Stimmung kommen, wenn wir Gedichte lesen, das ist des Gedichtes Ton, Seelenton, Melodie, wohlverstanden die reine poetische Melodie der Worte, die ohne musikalische Komposition sich herausfühlt, das geheimnisvolle Etwas, was uns ergreift, das Undefinierbare, für das wir keinen Ausdruck haben, als Melodie, Duft. Es gibt ganze Bände von Gedichten, die gar keine sind, weil die Seele, der Duft, fehlt. Es sind gereimte Schulexerzitien, wie Herder Ramlers Oden nannte. Der Duft der Empfindung, sagt Gottschall, muss über allen Bildern zittern, die der Dichter entrollt.

Poesie ist Stimmung. Was aber ist Stimmung? Stimmung ist urtiefe, grenzenlose Gefühlshingabe. Ein sehr geschickter Schriftsteller, der vorzüglich durch scharfe Charakterzeichnung und bewegten Gang der Handlung wirksame Dramen geschrieben hat und der auch einer der besten Meister des prosaischen Stils ist, Heinr. Laube, dem aber gerade das Stimmungsmässige fehlt, der von sich bekannte, er könnte nie eine Liebenszene oder ein Lied schreiben, sagt: „Die Stimmung ist alles im menschlichen Leben, sie macht aus Steinen Gold und macht aus Gold Steine“. Er nennt die Stimmung die Atmosphäre des Dramas. „Die ganze Atmosphäre eines Dramas bedeutet viel mehr, als man zu betonen pflegt. In dieser Atmosphäre kann ein hinreichendes tragisches Element wirken.“ Und Brachvogel, der Dichter des „Narziss“, welches Stück, so plump in seinem Aufbau, doch die Herzen ergreift durch seine mächtige Stimmung, sagt: Es gibt wunderbare Stimmungen, es gibt rätselhafte Augenblicke im Leben, wo sich uns die Zukunft zu erschliessen scheint, wo wir laut jauchzen oder weinen müssen“. Wie Gottfried Keller eine solche ausdrückt:

„Es ist, als tät' der alte Gott
Mir endlich seinen Namen kund“.

Aber die Stimmung, etwas so Feines sie ist, sie kommt doch nicht aus dem Nichts und sie wird auch den grössten Dichtern nicht nur so geschenkt, sie ist das Produkt eines

mächtigen Vertiefens. Stimmung entsteht, wenn unser Inneres in seiner ganzen Tiefe und Stärke ausschliesslich an einen Eindruck, lustvoll oder wehvoll, sich hingibt:

„Mein Herz ist ganz der Freude voll —
Wie weh, wie weh, wie wehe
Wird mir im Busen hier“.

Und es wirkt auch eine eigene Art feinen Denkens, das künstlerische Sinnen, der Kunstverstand, mit ein. Wo kein Verstand ist, da ist auch kein Gemüt, da ist blosses Sentimentalitätsgeflunker, wo aber kein Gefühl ist, da ist auch kein volles Verstehen des Lebens, da gerät man in Gefahr, gewissen Dingen, und gerade den wichtigsten des Lebens, in Oberflächlichkeit, sogar in Roheit sich zu verschliessen.

Stimmung ist ungeteilte Versenkung, immer erneute, gesammelte Vertiefung in den Stoff, wie Klopstock sagt: „Bis zu der Schwermut wurd' ich ernst, vertiefte mich in des Helden Würd', in den Grundton“. Stimmung entsteht nur durch die Abwendung von aller eitlen Zerstreuung. Stimmung ist, und das ist wichtig für alles im Leben, vor allem auch für die Schulstunde, Stimmung ist das ganz bei der Sache sein, wie von jenen Genien, welche die Urgedanken und die Ideale der Religion und des sittlichen Lebens ausgedacht haben, erzählt wird, dass sie vom Weltleben in die Einsamkeit der Wüste zogen, um ganz in den Gedanken Gottes und alles Guten sich zu versenken, die Ur-Inbrunst zu suchen, die nachher als eine heilige Flamme der Erwärmung aller Herzen in die Welt ausströmte.

Stimmung ist Sammlung, welche Grillparzer, einer der stimmungsvollsten Dichter, nennt: „den mächtigen Weltenhebel, der alles Grosse tausendfach erhöht und selbst das Kleine näher rückt den Sternen

Des Helden Tat, des Sängers heilig Lied,
Des Sehers Schau'n, der Gottheit Spur und Walten,
Die Sammlung hat's getan und hat's erkannt,
Und die Zerstreuung nur verkennt's und spottet“.

Und Stimmung ist die unvergähbare Jugendkraft des Fühlens, unvergähbar für den, der immer wieder das Herz

mit den heiligen Gluten des Lebens nährt. Stimmung ist die konzentrierte Energie des Gefühls, wie Goethe sie erfleht nach einer langen Pause dichterischer Tätigkeit

Gib ungebündelt jene Triebe,
Das tiefe, schmerzenvolle Glück,
Des Hasses Kraft, die Macht der Liebe,
Gib meine Jugend mir zurück! —

Stimmung ist Phantasie. Phantasie ist die unzerstörbare Einheit aller Geisteskräfte, wobei aber auch dem Schellenglöcklein des Humors, der Komik und Narrheit das Mitklingen unverboden bleibt:

Lasst Phantasie mit allen ihren Chören:
Vernunft, Verstand, Empfindung, Leidenschaft,
Doch merkt euch wohl, nicht ohne Narrheit hören!

Unbewusstes, durch kein Senkblei der Analyse zu Ergründendes, „göttliche Eingebung“ wirkt immerhin mit, darum sagen die Dichter, die Stimmung komme über sie:

Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiss nicht von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen —

oder wie J. P. Hebel antwortete auf die Frage, warum er so lange nichts mehr dichte: „Weil mir nix einfalle tuet“ — oder Herwegh auf die Bitte des schweizerischen Schützenfestkomité um einen Festgesang: „Wenn ich kann“ — und dann „konnte“ er das herrliche Lied:

„Wetterumzogen brausen die Wogen,
Aber die Sterne, sie sind dir gewogen.
Steure, du Schweizer, im Völkerorkan
Ruhig wie Tell ihn gesteuert, den Kahn.

— — — — —
Segne das Spiel und den friedlichen Schuss,
Blitzende Sonne des Julius!“

Aber die Stimmung würde nicht über ihn kommen, wenn er nicht vorher durch fleissvolle Beschäftigung mit dem Stoff, durch inniges Sinnen sie vorbereitet hätte.

Der einfachste unmittelbarste Ausdruck der Stimmung ist das Lied, das sangliche Lied, das ganz von selbst klingend

von der Lippe abspringt, wie es der junge Goethe durch die Welt trällerte:

Durch Feld und Wald zu schweifen,
 Mein Liedchen hinzupfeifen,
 So geht's von Ort zu Ort;
 Und nach dem Takte reget,
 Und nach dem Mass bewege
 Sich alles an mir fort.

Das typische Merkmal des Liedes ist eben die freie ätherische Schweben, in die alles Stoffliche, der Umriss der Dinge und Vorgänge, die das Gefühl erregten, aufgelöst ist.

Dieses sangliche Lied — in seiner feinen Nüancierung vom Reflexionslied leichten Tones und von Gedankenlied und Ode — ist der intimste melodische Ausdruck des unmittelbaren Ergriffenwerdens des Gemüts von der Welt und des Zurückströmens der Welteindrücke als tönende Gefühlswellen. Das Lied ist die Gefühlsresonanz der Dinge aus dem traumhaft erregten Gemüt heraus in überströmendem Ausklang, in unendlicher Seligkeit des Klingens und Singens, wobei mit der einzelnen Stimmung zugleich der ganze dunkle, unerschöpfliche Urgrund des Gemütes mit durchklingt. In diesem Klangwerden der Gemütsbewegung ist die lyrische Dichtung der Musik schwesterlich verwandt.

Das ist das reine Stimmungslied, wie es nach alten Weisen in unvergänglichen Melodien durch die deutschen Lande heruntertönt, von den ältesten Volks- und Kirchenliedern an bis auf Goethe, Heine, Uhland, Mörike.

Fassen wir zuerst die Stimmung für Heimat und Vaterland ins Auge: Patriotische Lyrik. Da ist zu unterscheiden zwischen Heimatsliedern und Vaterlandsliedern, zwischen der reinen Heimatsliebe und der voll entwickelten Vaterlandsliebe. Im Ausdruck tun das die Dichter nicht immer. In einer ganzen Reihe von Liedern, die nur das spezifische reine Heimatsgefühl aussprechen, wie:

„O mein Heimatland, o mein Vaterland“

brauchen sie auch den Ausdruck Vaterland, aber im Inhalt der beiden Gruppen tritt die Scheidung tatsächlich klar hervor.

Die reine Heimatsliebe ist das ursprüngliche, urinnigste Heimatsgefühl, das mit Luft und Licht, an Natur- und Mutterbrust eingesogene:

„Wo meine Wiege stand,
Vor mir die Welt sich schmückte“.

Dann, gross gewachsen an der Stätte des aufkeimenden Jugendlebens, der ersten kindlichen Eindrücke, der ersten Kindes-Freuden und -Leiden, der ersten Flügelschläge des Gemütes, wird sie ein unlösbares Seelenband und Herzensgut, wie der niederländische Dichter Kerkhoven singt:

Kein Land ist schöner als das Land,
Wo sich zum erstenmal
Gespiegelt hat in unserm Blick
Ein warmer Sonnenstrahl.
Wo wir den ersten Schritt getan,
Wo uns der Eltern Hand
Zuerst gewiegt, zuerst geführt:
Es ist das Heimatland.

— — — — —
An diesen Boden fesselt uns
Ein unzerreissbar Band.

Oder wie naturlustberauscht hervorstürzt, gleich wie Bergwaldbrausen Robert Burns Lied:

„Mein Herz ist im Hochland“.

Die Freude an der Schönheit der heimatlichen Natur und der innige Glückston der Jugenderinnerungen bilden den Grundton all der Lieder der reinen Heimatsliebe, wie jedes Volk sie aufzuweisen hat. Die innige, zarte trauliche Stimmung, die ein Hauptgebiet aller poetischen Stimmung ausmacht, herrscht hier vor und umhaucht idyllische Bilder: die kleine Hütte mit den reblaubumrankten Fenstern, die Heidelbeerplätzchen im Walde, die Dorflinde und das Dorfgeläute. Die innige Glücksstimmung mischt sich gar wundersam mit wehmütigem Vermissen, ja mit brennender Sehnsucht, wenn das Bild der Heimat in fremdem Lande in des Dichters Seele aufsteigt:

Als ich fern dir war, o Helvetia,
Fasste manchmal mich ein tiefes Leid.

Oder wie es in Salis' unvergänglichem Heimwehlied heisst:

Selbst des Nachts in meinen Träumen
Schiff' ich auf der Heimat See —

oder in einem feinen Liede des Ungars Kisfaludi:

Kleine Hütte meiner Wiege,
Bin so weit von dir verschlagen,
Fiel so ferne wie ein Herbstblatt,
Das, ach! alle Winde jagen!

So klingen zarteste Herzenslaute auch aus kraftvoller Mannesbrust, wie die Heimwehlieder von Dranmor und Leuthold, einige der „Heimatsklänge“ von Hoffmann, „Firnelicht“ von K. F. Meyer. Das sind die Heimwehlieder, die Gebirgsvölkern und Meeresstrandbewohnern so reich aus der Seele quellen. Und wieder eine stolze Symphonie von Wehmut, Sehnsucht, Hochgefühl erweckt die Grossheit von Meer und Gebirg, „das tausendjährige Urgedicht der Gletscher“, zusammengefasst mit der blühenden Gesundheit und Schönheit des Volkslebens, wie in dem Gedicht „Heimweh“ des Waadtländers Oyez de Lafontaine:

Das teure Land, das mir das Leben gab,
Es spiegelt leuchtend sich in meinem Innern
Mit allen Zaubern seiner Hoheit ab.

Auch in anmutbeschwingtem Glückston kann sich der Stolz auf das Heimatland aussprechen, wie in Petöfi's Jauchzer:

Sieht man als Gottes Hut mal
Die Welt, die grosse, an,
So ist mein liebes Ungarland
Der Blumenstrauss daran! —

Ein bisschen renommieren mit dem Vaterland steht jedem Menschen gut. Die meisten dieser Gedichte aber münden aus in dem Wunsch, in der heimatlichen Erde einst die letzte Ruhestätte zu finden, wie wir ja wissen, dass die in fremdem Lande Weilenden kurz vor ihrem Tode einen unbezwinglichen Zug, nach der Heimat zurückzukehren, in sich fühlen. Das klassische Juwel, das alle diese Stimmungen des Heimatgefühls urtypisch so schlicht als innig zusammenfasst, ist Gottfr. Kellers:

„O mein Heimatland, o mein Vaterland!“

Das ist kein Nationalhymnus, aber das aus allen Schweizerseelen herausgesungene Liebesgedicht an die Heimat. Ein junger Serbe schrieb 1879 in seinem Aufsatz in der Industrieschule Zürich über dieses Gedicht: „Dies ist ein Heimatslied, wie wenn ein Serbe es für Serben gedichtet hätte.“

Die Vaterlandsliebe nun ist durch die Schule des politischen Lebens, durch die Schule der Geschichte gegangen. Sie umfasst das historische, politische, das soziale und ethische Leben eines Volkes als Nation; die Summe aller Gefühle und Pflichten des einzelnen Bürgers wie des gesamten Volkes, sein politisches, historisches Fühlen, Denken und tapferes Wollen: die Pflicht des Dankes und der Nacheiferung gegenüber den Taten der Väter, den freudigen Opfersinn für das Wohl des Gemeinwesens, für die Aufgaben der Gegenwart und Zukunft, die Lust an Ehre und Wehre des Vaterlandes, den idealen opferfreudigen Sinn für die Werke der Humanität und des Geisteslebens. Hier blüht nun die Poesie des reinen Gefühls reicher und strenger in die des Gedankens aus und erhebt sich von dem schlichtinnigen Tone des Liedes meistens zu dem erhabenen des Hymnus. Zwar auch noch in schlichten Liedeslauten spricht Gottfr. Keller das Ideal und die ehrliche Realität des Republikanismus aus, worin der Einzelne ein freudig dienendes Glied des Ganzen, und das Volk ist „wie ein Mann, ein Mann, der sich bezwungen hat“:

Ja, mit ruhig festem Schritte
Schreiten dort die Männer hin;
Schlicht bescheiden ist die Sitte,
Ernst bewegt der freie Sinn.
Und in ihrer sichern Mitte
Wachsen Recht und Freiheit auf;
Das Gesetz schirmt Haus und Hütte,
Jeden Herd ein Büchsenlauf.

Aber mit der Zucht des strengen Gedankens, mit dem Metallklang des eisernen Willens fordert er uns in Schillers Namen zur höchsten Kulturaufgabe jedes Volkes auf, zur ästhetischen Volkserziehung, zum Ausbau unseres Staates in ein perikleisches Gemeinwesen freudig vereinter Arbeit, Gerechtigkeit und Schönheit:

Vorüber sind die halbbewussten Tage
 Unsichern Werdens und dämonschen Ringens!
 Und freudig sag ich: unserer Geschichten
 Sei nur das erste Halbteil nun getan!
 So gilt es auch die andr'e schuld'ge Hälfte
 Mit unerschlafter Hand heranzuführen,
 Dass hell das Ende, das uns einst beschieden,
 Sich in des Anfangs fernem Glanze spiegle,
 Und dass es heisst: was diese werden konnten,
 Das haben sie voll Lebensmut erfüllt!
 Auf! Schirrt die Wagen! Bewimpelt eure Schiffe,
 Ins Reich der dunkeln Zukunft auszufahren,
 Ein enig durchgebildet Volk von Männern,
 Das redlich selbst sich prüft und kennt und dennoch
 In ungetrübter Frische lebt und wirkt,
 Dass seine Arbeit festlich schön gelingt
 Und ihm das Fest zur schönsten Arbeit wird!
 Zur höchsten Freiheit führt allein die Schönheit;
 Die echte Schönheit nur erhält die Freiheit,
 Dass diese nicht vor ihren Jahren stirbt.
 Vollkraft und Ebenmass gibt sie dem Denken
 Schon eh' es sinnlich sich zur Tat verkörpert,
 Und knechtisch ist das unschön Missgestalte
 Im Keim verborgener Gedanken schon.
 Drum gelt' es uns, ein hohes Ziel zu stellen:;
 Da nun die niedern Mächte überwunden,
 Die gröbern Elemente sich gefüget,
 Lasst uns der Schönheit einen Ort bereiten,
 Dass sie das Eigenart'ge und Besond're,
 Was uns beschränkt, frei mit der Welt verbinde
 Und auch bei uns zugleich Gestalt erwerbe,
 Sie, die oft heimatlos im Äther wohnt!
 Sie klärt des Priesters Wort zur reinen Liebe,
 Sie hellt dem Ratsmann trefflich den Verstand,
 Sie macht des Kriegers Waffen scharf und glänzend;
 Dem Werkmann adelt sie die harte Arbeit,
 Erhebt den Kaufmann über die Gefahr,
 Sein Herz in seinen Schätzen zu begraben,
 Und schützt wie vor dem Rost des rohen Geizes,
 Vor weichlicher Entnervung seinen Sinn,
 Und selbst der Leidenschaft, die nimmer stirbt,
 Nimmt sie das Gift, das zum Verderben führt.
 Um alle windet sie ein Zauberband,
 Das gleich uns macht im edlern Sinn des Wortes,

Wertvoll und fähig zu der Freiheit Zwecken.

— — — — —
 Die Schönheit ist's, die Friedrich Schiller lehrt,
 Die süß und einfach da am liebsten wohnt,
 Wo edle Sitte sich dem Reiz vermählt
 Und der Gedanken strenge Zucht gedeiht!
 Die Schönheit ist's, die nicht zum Ammenmärchen
 Die Welt uns wandelt und das Menschenschicksal,
 Zaghaft der Wahrheit heil'gem Ernst entfliehend —
 Nein! Die das Leben tief im Kern ergreift
 Und in ein Feuer taucht, d'raus es geläutert
 In unbeirrter Freude Glanz hervorgeht,
 Befreit vom Zufall, einig in sich selbst —
 Und klar hinwandelt wie des Himmels Sterne!

— — — — —
 Was unerreichbar ist, das rührt uns nicht,
 Doch was erreichbar, sei uns goldne Pflicht!

Dieses Gedicht hat feinen Zusammenklang gefunden in Leutholds „Bestimmung der Schweiz“ und Con. Ferd. Meyers „Schutzgeister“. Die innig vermählte Heimats- und Vaterlandsliebe, als allbeseelender Odem des Volkslebens durch alle Schichten hin, klingt uns süß und herzanmutend entgegen in dem „Lied vom Vaterland“ von Jakob Frey.¹⁾

Wie der einzelne Mensch, so wird auch ein Volk erst durch die Tage der Prüfung, durch Not und Niederlagen, durch das Stahlbad des Leidens zur tiefsten Art der Vaterlandsliebe erzogen, zur unerbittlichen Selbsterkenntnis, zur tapfern Wiederaufraffung, zur Entfaltung seiner edelsten Fähigkeiten und Tugenden. So erklingen die ergreifendsten Lieder des Schmerzes um Gesunkenheit, Schwäche und Schmach des zerrissenen und von Fremden beherrschten Vaterlandes,

¹⁾ Er hat so wenig Lieder gedichtet, dass keine Sammlung erschien. Sie finden dieses Lied in dem prächtigen Lesebuch für Lehrerseminarien von Utzinger. Als Anthologien für neuere Lyrik empfehle ich auch: Emil Barthel: Neuer poetischer Hausschatz (Otto Hendl's Bibliothek der Gesamt-Literatur, 25 Pfennigausgabe); — Maximilian Bern: Deutsche Lyrik; — Deklamatorium (Reclams Universalbibliothek).

die Aufrüttelungsrufe zur Wiederaufraffung, zum Alleswagen für die Befreiung des Vaterlandes oder zum heldischen Sterben für die Rettung der nationalen Ehre, besonders reich und leidenschaftlich in der italienischen und ungarischen Poesie des 18. und 19. Jahrhunderts. So in Leopardis im grossen Ton eines Jesaja erklingenden Ode „An Italia“: „Gott, lass Flammen aus meinem Blut in alle Herzen schlagen!“ Oder in des ungarischen Dichters Vörösmarti „Aufruf an mein Volk“:

Dem Vaterland, o Ungar, halt die Treue unbefleckt!

Hier musst du deinem Schicksal steh'n, hier leben, sterben hier!

Die Treue ist der lichteste Zug an der Vaterlandsliebe, das Festhalten am Vaterlande in seiner schwersten Not, das Vertrauen auf seine Kraft, auf den unversieglichen Opfermut, auf die Ausdauer des Volkes, der ideale Glaube an die ewige Gerechtigkeit:

Es kann nicht sein, dass so viel Geist,
Und Kraft und heiliger Mut
Hinwelken soll, weil auf dem Land
Ein schwerer Fluch nun ruht!

Die Treue ist, wenn das Schicksal die Gunst versagt, das Liebersterbenwollen für die Ehre des Volkes, als fortleben in seiner Schmach:

Kommen wird, wenn's kommen muss,
Ein Sterben blutiggross,
Wo über'm Leichnam eines Volks
Sich schliesst der Erde Schoss.

(Scherr's Bildersaal der Weltliteratur.)

Aber dem Vaterlande drohen auch Gefahren von innen, von den eigenen Bürgern. Selbstsucht, Gier nach Gewinn, Ausbeutung des Staates, Herrschsucht und Parteigeist, jede Art Mangel an Patriotismus haben grosse Staaten zum Untergange geführt, bevor äussere Feinde eindringen. So singt der ehrliche alte Uz:

Unrühmlich, unbeweint im Tod
Vermodern in vergessenen Höhlen
Die Bürger schlimmer Art, in deren kleinen Seelen
Nur niedrer Eigennutz gebot.

Des Bürgers Glück blüht mit dem Staat,
 Und Staaten blüh'n durch Patrioten,
 Athen besiegten Stolz und Eigennutz und Rotten,
 Noch eh' es Philipps Ehrsucht tat.
 Der grösste Staat ist schwach,
 Der ungezählte Heere,
 Doch keine Patrioten hat.

In der nationalen Poesie aber glückverwöhnter Völker von masslosem Selbstgefühl und grosser expansiver Energie klingt uns von jeher der Ton des Chauvinismus entgegen. Wahrhaft gesitteten Völkern dagegen gilt neben dem Glüh'n für die Unabhängigkeit, die nationale Ehre und Kraft des Vaterlandes die Überwindung des Chauvinismus, der Wetteifer in allen Werken des Friedens und die Förderung der Völker- verbrüderung als höchstes ideales Ziel. Da muss der reinen Wahrheit gemäss anerkannt werden, dass auf dieser idealen Bahn seit Jahrhunderten das deutsche Volk vorangegangen ist. So durfte schon Klopstock mit Wahrheit dem Genius seines Vaterlandes zurufen:

Einfältiger Sitte bist du,
 Bist ernstes, tieferes Geistes,
 Kraft ist dein Wort, Entscheidung dein Schwert,
 Doch wandelst du gern es in die Sichel und triefst,
 Wohl dir, von dem Blute nicht der andern Völker.

Die selbe Melodie hat Hermann Kurz, einer der braven Achtundvierziger, in seinem Vaterlandslied als ein ewiges Ziel der Menschheit gesungen:

Stark zum Frieden, stark zum Schlagen.
 Ohne Hochmut, ohne Neid,
 Magst du mit den Völkern tagen,
 Wachsam auf dein Ehrenkleid.

— — — — —
 Schirm und Beistand jedem Streben,
 Jeder Kunst und jeder Kraft,
 Freiheit strahle durch das Leben,
 Schaffend wie die Sonne schafft!
 Schutzherrn alle, jedem einen!
 Jeder eine schlicht und klein!
 Glanz und Schmuck für all' die deinen,
 Grosse Mutter, du allein!

Deine Seher, deine hellen,
 Kannten wohl der Sterne Lauf:
 Endlich steigt aus Sturm und Wellen
 Jenes Friedenseiland auf.
 Endlich siegt der wahre Glaube,
 Der die Menschheit menschlich macht,
 Mit dem Ölblatt kommt die Taube,
 Und der Rabe flieht zur Nacht.
 Aller Völker bunt Gewimmel
 Wird ein freier Volksverein,
 Und der längst verlorne Himmel
 Kehrt auf Erden wieder ein.

Eine grosse Rolle spielen in Lied und Ballade, Novelle, Roman und Drama die Familiengefühle.

Der Austausch der Liebe zwischen Mutter und Sohn besonders hat einer Menge von Dichtern zarteste Klänge entlockt, ist die einzige Empfindung, von der selbst Heine jeden frivolen Beiklang ferngehalten hat, in den zwei Sonetten: „Ich bin's gewohnt, den Kopf recht hoch zu tragen“ und „In tollem Wahn hatt' ich dich einst verlassen“, sowie in dem Gedicht: „Nachtgedanken“. Zu den innigsten, unvergänglichen Ausströmungen der Liebe zur Mutter gehören die Gedichte: „Alte Briefe“ von Herm. Lingg und der Abschiedsmonolog von Lenaus Faust am Grabe seiner Mutter. Das Herzensverhältnis zwischen Mutter und Sohn in eigenartiger und doch wieder typischer Weise, wie die Natur sie zu einander gestellt hat, bildet den Entstehungskeim, den Urklang und die seelische Einheit von Kellers „Grünen Heinrich“ wie von seinen Novellen „Pankraz der Schmoller“ und „Frau Regel Amrain“. Und in wie manchen Balladen hat es objektive Darstellung erlangt, um nur an „Das taube Mütterlein“ von Hahn, „Das Erkennen“ von Vogel zu erinnern. Von den mannigfachen Echos, welchen Kellers Darstellungen des Kinderlebens gerufen, sei hier F. Martis rotwangig anmutiges „Vorspiel des Lebens“ erwähnt. Die Entfremdung zwischen Vater und Sohn ob religiösen und politischen Überzeugungen zeichnet J. C. Heers in plastischer Schilderung schimmernder Roman: „Felix Notvest“. Manch schöne Balladen

und Novellen behandeln jene Tatsache des Lebens, wie Verirrte, auf Abwege Geratene, durch die Erinnerung an die Mutter wieder die Wendung des Gemütes und die Kraft zur Wiederaufraffung gefunden haben: Kellers „Jung gewohnt, alt getan“, K. F. Meyers „Das Gemälde“, Paul Heyses Novelle „Das Bild der Mutter“. Jenes furchtbare Thema, das alle Zeit die Herzen der Völker und Künstler bewegt hat, das Thema vom verlorenen Sohn, hat erschütternde Darstellung gefunden in der Ballade „Der verlorene Sohn“ von Christ. Scherenberg, dem Verfasser des Epos „Waterloo“, wie in Chamisso's Gedicht „Des Gesellen Heimkehr“, wo Tochter und Sohn an dem Zwiste zwischen Stiefvater und Mutter zugrunde gehen. In einer alten Volksballade „Das vierte Gebot“ ist das Erlöschen des Kindesgefühls, kindlicher Undank in gedrungener Kraft geschildert und gerichtet.¹⁾ Das vierte Gebot in dem Sinne, dass auch die Eltern „darnach sein sollen“, um das Halten des Gebotes von den Kindern verlangen zu können, liegt einer machtvollen Tragödie von Anzengruber zu Grunde. Die Geschwisterliebe ist ergreifend verewigt in der Novelle in Versen „Die Brüder“ von Paul Heyse und herzinnig in dem Gedichte: „Treueste Liebe“:

Ein Bruder und eine Schwester,
Nichts Treueres kennt die Welt;
Kein Goldkettlein hält fester,
Als eins am andern hält.
Zwei Liebsten so oft sich scheiden,
Denn Minne, die ist voll Wank;
Geschwister in Lust und Leiden
Sich halten ihr Lebelang:
So treu, als wie beisammen
Der Mond und die Erde gehn,
So nah, wie der Sterne Flammen
Alle Nacht bei einanderstehn.

Sie finden diese Gedichte in dem Buche, betitelt „Balladenbuch, die schönsten deutschen Balladen und Romanzen, von einem Ungenannten zusammengestellt; Verlag von Grunow, 1894.

Die Engel im Himmel sichs zeigen,
 Frohlockend im Herzensgrund,
 Wenn Bruder und Schwester sich neigen
 Und küssen sich auf den Mund.

Der Rosenschimmer der Kindheit, wie er auch in das
 Leben der Alten hineinleuchtet, hat einen feinen seelischen
 Klang gefunden in dem schönen Gedicht von Fried. Vischer
 „Ein Augenblick“:

Um die alte Stadt auf der Promenade,
 Dem bequemen, beliebten Pfade,
 Den die Platanen beschatten und zieren,
 Ging ich am Sommerabend spazieren.
 Ein Sonntag war's und ein Sonnentag.
 Es wandelten Leute von allerhand Schlag,
 Festlich geputzt, und alle dem Volke
 Stand auf dem Gesicht keine einzige Wolke. —
 Da kam mir im goldnen Abendschein
 Entgegen ein Kinderwägelein,
 Ein nett geflochtenes auf leichten Rädchen,
 Es zog's ein sauberes Ulmermädchen.
 Mein Blick fiel just ins Gefährt hinein,
 Da lag ein Knabe gebettet fein,
 Kaum jährig etwa, sein Angesicht
 Umwob ein Schimmer von Rosenlicht,
 Als ruht er in einem Rosenhag.
 Denn in dem Schatten, worin er lag,
 Fiel erhellend ein Widerschein
 Vom farbigen Obdach im Wägelein,
 Auch kam von aussen der Glanz ergossen,
 Denn ganz mit Licht war die Luft durchschossen,
 Ja vom Kind auch schien es mir auszugehen,
 Denn ein schön'res hab ich noch nie gesehen;
 Man glaubte Herz und Auge zu laben
 An einem von Raphaels Engelknaben,
 Es schwamm wie ein Bild im erleuchteten Raum,
 Wie ein Feenkind, wie ein seltener Traum.
 Stillbeglückt sah es vor sich hinaus
 In seinem fahrenden kleinen Haus.
 In seiner Welt ein kleiner König,
 Lächelte auch dazu ein wenig,
 Als schwebten ihm an der Zukunft Thor
 Schon die allerhand lustigen Streiche vor,

Die man verübt in den Tagen der Jugend,
 Welche, man weiss es ja — nicht hat viel Tugend;
 Er schaute so hell aus den dunkeln Augen,
 Als möcht' er nicht immer gar zu viel taugen.
 Ich sah ihn an, ich blinzte und nickte,
 Schmunzelnd der reizende Knabe blickte
 Mich an und blinzte, schmunzelte, nickte.
 „Gelt du, es ist eben gar was Gutes
 Ums Existieren, schmecken tut es?
 Und ein bisschen Spitzbüberei
 Ist eben immer auch dabei?“
 Er hat es mir richtig im Auge gelesen,
 Der Schelm, das kleine kaum ahnende Wesen,
 Er hat es verstanden und hat es bejaht,
 Der liebliche Lebenskandidat.
 Ich hätt' ihn mögen vor lauter Entzücken
 Aus den Polstern heben, verküssen, verdrücken,
 Doch ich sagte mir, lass es lieber gehen,
 Es soll so bleiben, wie es geschehen,
 Es soll bleiben ein Augenblick.
 Fürbass ging ich, sah nicht zurück.
 Ein alter Bekannter begegnete mir,
 Er stellte mich, fragte, was ist's mir dir?
 Es strahlt ja ordentlich dein Gesicht,
 So heiter sah ich dich lange nicht,
 Wart, ich merk's schon, du kommst vom Wein!
 Ein guter muss es gewesen sein!
 Ja, sagt ich, er war nicht eben schlecht,
 Noch Most, aber Ausstich, feurig und echt. —

Was für ein Hoheslied der wohligen Häuslichkeit, des trau-
 lichen Familienglückes, alles Haussegens wir in „Hermann
 und Dorothea“ unverklingbar besitzen, wissen Sie ja.

„Das Dichtergenie kommt aus dem Herzen, nicht aus dem
 Kopfe“, sagt selbst der übermütige Schöpfer des Don Quixote.
 Ein Wesenszug jedes echten Dichters ist die Herzens-
 mitteilnahme, das innige Mitfühlen mit jedem Menschen-
 lose. Leiden lindern ist ihm der Lebensweisheit letzter
 Schluss, der Tugenden grösste, edler Herzen höchste Seligkeit.
 Diese reine Melodie immer wieder zu singen, immer wieder
 die Blicke der Glücklichen hinzulenken auf die Abgründe der
 Armut, des Elends werden sie nicht müde, die Dickens, George

Sand, Jeremias Gotthelf, Hermann Lingg. Sie sind die sozialen Dichter im feinsten Sinne: Die Fürsprecher der Mühseligen und Beladenen, die Lehrer des edelsten Fühlens, die Rüttler an dem Menschenherzen zum Erbarmen. Sie sind die wahren Freunde der Reichen, die sie die Seligkeit des Wohltuns lehren:

Gedenke, dass du Schuldner bist
 Der Armen, die nichts haben,
 Und deren Recht gleich deinem ist
 An allen Erdengaben.
 Wenn jemals noch zu dir des Lebens
 Gesegnet goldne Ströme gehn,
 Lass nicht auf deinen Tisch vergebens
 Den Hungrigen durchs Fenster sehn.

„Fürbitte“ v. Lingg.

Aber es gibt ja noch andere Leiden, die nicht weniger drücken als die materiellen. So singt Hermann Lingg das Lied der Blinden, Gottfried Keller bringt „Einer Verlassenen“ ein Ständchen:

Zünd' an dein Licht, dass unser Lied dich ehre
 Und vor dem Sternenzelt dein Leid verkläre!
 Noch gibt's manch Auge, das in Treuen blickt,
 Manch Herz, das noch an rechter Stelle sitzt.
 Wohl selig sind, die in der Liebe leiden,
 Und ihrer Augen teure Perlen kleiden
 Die weissen Wangen mehr, als Morgentau
 Die Lilienkelche auf der Sommerau.
 Die Liebe, die um Liebe ward betrogen,
 Glänzt hoch und herrlich, gleich dem Regenbogen:
 Zu seinen Füßen, die in Blumen stehn,
 Da liegen goldne Schüsseln ungesehn.

Der Dichter ist auch fröhlich mit den Fröhlichen, er ladet mit hellem Klang zum Volksfest:

Weilet, wo im Feierkleide
 Ein rüstig Volk zu Feste geht,
 Und leis die feine Bannerseide
 Hoch über ihm zu Häupten weht! —

Und seines mitfühlenden Gemütes innigste Freude ist wieder ein Stündchen der Sorgenbefreiung, des Glückes, das auch den Gedrückten zu teil wird: „Ball der Armen“ v. Lingg, „Musik der armen Leute“ v. Hch. Seidel:

Der Herr Musikdirektor spricht:
 Die Drehorgeln, die dulde man nicht!
 Sie sind eine Plage und ein Skandal!
 Mein lieber Professor, nun hören Sie mal:

Ein enger Hof — kein Sonnenschein
 Fällt dort das ganze Jahr hinein.
 Da herrscht ein seltsam muffiger Duft,
 Nach Armut riecht's und Kellerluft.
 Da blüht keine Blume, da grünt kein Laub,
 Die Kinder spielen in Müll und Staub.
 Nun kommt der Leiermann hervor
 Und schleppt seinen Kasten durchs offene Tor.
 Den Schunkelwalzer spielt er auf:
 Da rennt es herbei in schnellem Lauf.
 Da krabbeln aus ihren Höhlen heraus
 Die Kinder in dem ganzen Haus,
 Und über die blassen ernsten Gesichter
 Fliegt es dahin wie Sonnenlichter
 Sie tanzen und wiegen sich hin und her
 Beim Schunkelwalzer, was will man mehr?

In der Kellertür steht ein schlampiges Weib,
 Ihr hängen die Kleider um den Leib,
 Den Säugling hält sie auf dem Arm,
 In ein Wollentuch gewickelt warm.
 Sie lässt ihn tanzen, und wie er sich regt,
 Und mit den mageren Ärmchen schlägt,
 Ist über die vergrämten Wangen
 Ein Strahl von Mutterfreude gegangen.
 Das „Mädchen für Alles“ im ersten Stock,
 Es fasst mit den Fingerspitzen den Rock
 Und trällert den Text und dreht sich und lacht;
 An den blauen Dragoner hat sie gedacht.
 Er war so unbeschreiblich flott
 Und tanzte den Walzer wie ein Gott.

Der Leiermann hat die Blicke erhoben
 Und wartet auf den Segen von oben. —
 Dann kommt — das hört ja ein jeder gern:
 „Einst spielt ich mit Zepter, Krone und Stern!“
 Der arme Schreiber in seiner Kammer
 Vergisst eine Weile den täglichen Jammer.
 Er lässt die kitzelnde Feder stehn
 Und seinen Blick in die Wolken gehn,

Die über die Dächer dahingezogen,
 So hoch sind einst seine Träume geflogen
 Von Ruhm und Glück und Sonnenschein!
 „O selig, o selig, ein Kind noch zu sein!“
 Der Leiermann dreht seine Kurbel um,
 Seine Blicke wandern rings herum.
 Ein anderes Stück nun stellt er ein:
 „Ich bitt' euch, lieben Vögelein!“
 Die Nähterin lässt die Maschine stehn,
 Und ihre Traumgedanken gehn
 Zum letzten Roman, den sie gelesen:
 Wie edel ist doch der Graf gewesen,
 Dass er das arme Mädchen nahm,
 Obgleich es doch fast zur Enterbung kam.
 Dann seufzt sie. Ach, sie weiss, wie es geht:
 Die edlen Grafen sind dünne gesät!
 Doch wenn auch kein Graf — wenn einer nur käme,
 Den sie möchte und der sie nähme.
 Draussen schiessen die Schwalben vorbei,
 Sie blickt ihnen nach und summt dabei:
 „Ich bitt' euch, lieben Vögelein,
 Will keins von Euch mein Bote sein?!“

Der Leiermann hat die Blicke erhoben
 Und wartet auf den Segen von oben,
 Zieht sein Register und spielt mit Schall:
 „Es braust ein Ruf wie Donnerhall!“
 In seiner Werkstatt der Schuster nun,
 Lässt eine Weile den Hammer ruhn.
 Er war bei Wörth und bei Sedan
 Und vor Paris und Orleans.
 Und wie er denkt an jene Zeit,
 Wird sein Soldatenherz ihm weit;
 Da klopft er mit kampfgeohnter Hand
 „Mit Gott für König und Vaterland“
 Gar mächtig auf das Leder ein:
 „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!“

Der Leiermann aber blickt und späht,
 Damit sein Lohn ihm nicht entgeht.
 Und sieh, der Segen bleibt nicht fern,
 Denn Armut gibt der Armut gern.
 Bald da, bald dort mit leisem Klapp,
 In Papier gewickelt fällt es herab.

Und ob der Herr Professor schreit —
 Hier fühlt man nichts als Dankbarkeit,
 Denn ein wenig Licht ins graue Heute
 Bringt die Musik der armen Leute!

Die Dichter sind die Herolde und Pannierträger aller ethischen Ideale, des Glühens der Seele für jegliche Tugend. Da erklingen vor allem in der deutschen Literatur die weihevollen Gedankenlieder, Oden und Hymnen v. Haller, Klopstock, Schiller (Worte des Glaubens — Das Ideal und das Leben), Goethe (Seefahrt — Das Göttliche), Platen, Geibel, Greif, A. v. Schack.

Und so flutet aus den innersten Tiefen des Volksgemütes, für hoch und niedrig, Kind und Greis gleich vernehmbar, das religiöse Lied, die unerschütterliche Zuversicht in Gott in Freude und Leid, in Kampf und Not, in allen Stürmen und Wechselfällen des Lebens: „Ein' feste Burg ist unser Gott, Ein' gute Wehr und Waffen“ — Von Gott will ich nicht lassen, Denn er lässt nicht von mir, Führt mich auf rechter Strassen, Sonst ging ich in der Irr“ (Helmbold). — Wer nur den lieben Gott lässt walten — In allen meinen Taten Lass ich dich Höchster raten — die urinnige Liebesseligkeit in Gott:

Ich will dich lieben, meine Stärke,
 Ich will dich lieben, meine Zier,
 Ich will dich lieben mit dem Werke
 Und immerwährender Begier;
 Ich will dich lieben, schönsten Licht,
 Bis mir das Herze bricht.

Scheffler.

Das sind die Lieder, die noch Schwerkranken, ja oft den Sterbenden als erlösende Musik erklingen, als eine heilige Tonbrücke, die von schönstem irdischen Wohllaut zu dem unverklingbaren hinüberführt.

Doch das ist nur der eine grosse Grundzug in der Poesie, das Gefühl, auf den andern kann ich bloss noch hindeuten. Durch das Gefühl allein kommt keine Dichtung zu stande, das Gefühl heftet sich immer an etwas, es ist immer gerichtet auf einen Gegenstand oder die Vorstellung eines solchen, den

es umhaucht und durchglüht. Alles Poetische schwingt um zwei Pole: dem Fühlen geht ein Erscheinen und Erschauen voraus. Dieser andere Pol ist schliesslich nichts geringeres als die ganze Welt mit der unendlichen Fülle ihrer Erscheinungen: am farbigen Abglanz haben wir das Leben! Diese Wechselströmung von Bild und Empfindung hat wieder Herder feinfühlig bezeichnet: „Von aussen strömen die Bilder in die Seele, die Empfindung prägt ihr Siegel darauf und sucht sie auszudrücken durch Töne, Zeichen, Geberden. Das ganze Weltall mit seinen Bewegungen und Formen ist für den anschauenden Menschen eine grosse Bildertafel, auf der alle Gestalten leben. Er steht in einem Meer lebendiger Gestalten und die Lebensquelle (das Fühlen) strömt und wirkt jenen entgegen. Was also auf ihn strömt, und wie er es empfindet und mit Empfindung bezeichnet — gestaltet — das macht den Genius der Poesie in ihrem Ursprung.“

Der Dichter muss die Gegenstände, Ereignisse, Persönlichkeiten, was immer es ist, wozu die Gefühle sich hindrängen, in klaren, festen Gestalten darzustellen vermögen. „Ob er schaut und schauen macht, daran kennen wir den Dichter.“ (Vischer.)

Darum nannten die Griechen den Dichter einen „pojetes“, einen Gestalter, der alles Geschaute wieder in strahlendem Abbild vor unser inneres Auge hinzaubert als Skulptur der innern Vorstellung. So wird der Dichter der Enthüller der Schönheit der Welt, ein Führer zum Tische Gottes, er eröffnet den umwölkten Blick über die tausend Quellen neben dem Durstenden in der Wüste.

Ein Troubadour zieht er von Land zu Land,
Das Herrlichste mit seinem Lied zu krönen.

Wie schön, wie reich, wie gross das Leben sei, das wussten wir nur vorher nicht, wir erfahren es erst durch die Seher, die Priester des Schönen, und nun wird eben durch dies Wissen das Leben noch schöner, noch reicher.

So wird die Poesie für alle Menschen eine Schule des Schauens; denn die Dichter sind Seher, haben eine wunder-

bare Gabe des Schauens und eine unversiegbare Lust des Hineinschauens in die Welt, die Schönheitsfreude:

Trinkt Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Überfluss der Welt.

Diese Lust am Schauen ist ein angeborener Trieb am Menschen, den schon Aristoteles betont, und das Märchen macht ihn zum Ausgangspunkt manch reizender Geschichten, die anheben: „Er zog aus, um die Gelegenheit zu besehen, wie schön und weitläufig die Welt sei.“ Da liegt der gesundkräftige Ursprung des Dramas:

Man kommt zu schauen, man will am liebsten sehn.
Wird vieles vor den Augen abgesponnen,
So dass die Menge staunend gaffen kann,
Da habt ihr in der Breite gleich gewonnen,
Ihr seid ein vielbeliebter Mann.

Diese Schaufreude ist ausgesprochen als ein urinniger Trieb und eine Freude auch schlichtester Menschen in dem Gedicht von Claudius, „Die Sternseherin“:

Ich sehe oft um Mitternacht,
Wenn ich mein Werk getan,
Und niemand mehr im Hause wacht,
Die Stern am Himmel an.

Das ist das innerste, allumfassende ästhetische Leben:

Ich seh' die grosse Herrlichkeit
Und kann nicht satt mich sehn.

Alle Poesie ist ein Liebesbrief:

An dich, du wunderbare Welt,
Du Schönheit ohne End',
Froh bin ich, dass ich aufgetaucht
In diesem grünen Kranz,
Zum Dank trüb' ich die Welle nicht
Und lobe ihren Glanz.

So hebt auch die Religion als die höchste Seligkeit hervor das Schauen Gottes: „Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.“ So jubeln die Engel in Goethes Faust auf schon beim Anblick der Sonne und urselig beim Erscheinen des Herrn:

Der Anblick gibt den Engeln Stärke,
 Da keiner Dich ergründen mag,
 Und alle Deine hohen Werke
 Sind herrlich wie am ersten Tag.

Das ist die ewige Taufrische der Schöpfung, das ist die ewige Jugend aller schauenden und empfindenden Menschen. Das ist ein feines, innigstes Zusammenklingen der Poesie und der Religion, woraus älteste Lieder herausgequollen, jene Hymnen und Mythen von der Schöpfung, wie die biblische Genesis und der Avesta der Parsen.

Der gute Gott, der Lichtgott und sein Gefolge, Ormuzd und die Amschaspands, die Engel, sind die Erhalter der Schöpfung und alles Guten; der Dunkelgeist, Ahriman und seine Dews, die Dämonen, die Teufel, sind die Widersacher, die alles Lichte und Gute hassen, nur das Misslungene an der Schöpfung sehen und nach ihrer Vernichtung trachten, wie in Goethes Faust der Herr zu Mephisto sagt: „Ist auf der Erde ewig dir nichts recht?“ und Mephisto antwortet:

„Nein, Herr, ich find' es dort wie immer herzlich schlecht.
 Ich bin der Geist, der stets verneint!
 Und das mit Recht: denn alles, was entsteht,
 Ist wert, dass es zu Grunde geht.
 So ist denn alles, was ihr Sünde,
 Zerstörung, kurz das Böse nennt,
 Mein eigentliches Element.“

Diese Schwarzseherei, diese Krittelei, der Pessimismus und die Blasiertheit ist identisch mit dem Bösen, ist das absolute Böse. Das sind die wahren Satane auch im Leben: die Verbissenen, die Nörgler, die immer Übelgelaunten und Übelwollenden, die Neidischen, Hämischen, die ewigen Weh-leider und die Verdächtiger. Durch Hypochondrie und Welt-schmerz machen wir die Welt nur noch mangelhafter als sie schon ist, und uns selber erbärmlich.

Die Guten dagegen, Engel und tapfere Menschen, können sich nicht satt sehen am Schönen und Guten dieser Welt und finden darin den Idealglauben an die Fortentwicklung, und die Kraft, mitzuarbeiten an der Vervollkommnung des Lebens und

ihrer selbst, an der Verminderung der Weltübel und des Bösen, und das ist der höchste Segen des Lebens, wie der Herr den Engeln zuruft:

Doch ihr, die echten Göttersöhne,
 Erfreut euch der lebendig reichen Schöne.
 Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
 Umfass' euch mit der Liebe holden Schranken,
 Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
 Befestigt mit dauernden Gedanken:

durch das unermüdliche Ausdenken und Auswirken der fortschreitenden Vervollkommnung. So ist der Dichter auch ein Lehrer der Erwachsenen, wie Aristophanes den Äschylos nannte. Mit geweihter Hand führet die Poesie aus der Schule hinüber in die Schule des Lebens im ernstesten, reichsten, edelsten Sinne.

Wir Lehrer aber, preisen wir unser Los, dass wir dazu berufen sind, jeder mit Lust und Liebe in seinem Kreise die Jugend zu erziehen zum fröhlichen Hineinschauen in die Welt, zum warmen Mitfühlen, zur munteren Arbeit.

Das Beste am Leben ist der freudige Fleiss, das unverdrossene Wirken. Das Tätigsein ist alles, nichts der Ruhm.

